



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz

Singer, Samuel

Frauenfeld [u.a.], 1930

Legende

[urn:nbn:de:hbz:466:1-68332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-68332)

Legende.

Die beiden ältesten deutschen Legenden sind ebenfalls in der sangbaren Form des Hymnus abgefaßt. Sie repräsentieren die beiden Typen der Heiligenlegende, die christliche Heldensage ist, die Märtyrer- und die Asketenlegende. Schon dem Stoffe nach wird die erste heroischer und ergreifender, die zweite idyllischer und rührender sein müssen. Das Georgslied aus der Reichenau, urchristlicher Mythos von der Unzerstörbarkeit des Lebens, das Galluslied aus St. Gallen von Ratpert, Notkers unzertrennlichem Freunde, aus nicht allzu ferner Vergangenheit, durch die Augen der Liebe und Verehrung verklärte Geschichte des Klostergründers. Leider nur in lateinischer Übersetzung überliefert, und die Melodie, die das Entzücken des zwei Jahrhunderte später lebenden Ekkehard IV. erregte, verloren.²⁹

Ein noch weit größerer Sprung als von den Notkerschen Sequenzen zum Marienleich von Muri ist von dieser Legende zu den beiden Hartmannschen vom h. Gregorius³⁰ und dem armen

Heinrich.³¹ Beides eigentlich grauenhafte Geschichten von Menschen, die mit oder ohne Schuld durch ein Miasma befleckt, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind und wie der alte Oedipus nur durch ein Wunder entschuldigt werden können. Das Christentum kennt keine schuldlosen Sünder, hier ebenso wie im Parzival ist das eine aus irgendeiner heidnischen Welt hereingeschneite urtümliche Auffassung, und unsere Dichter haben sich genügend Mühe gegeben, das ihrer christlich zivilisierten Auffassung anzupassen, ohne daß ihnen das ganz gelungen wäre. „Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los“, sagt Goethe.³² Er hat natürlich in Büschings Abdruck nicht die hohe Sprachkunst und Darstellungskunst Hartmanns nachempfinden können, hat wohl auch überhaupt nicht genügend Mittelhochdeutsch dazu gekonnt, hat endlich nicht moderne Behandlungen des gleichen Stoffs zum Vergleich gehabt, um schätzen zu können, mit wie großer Diskretion und Feinheit Hartmann das schwierige Thema behandelt hat. Immerhin ist seine Ablehnung noch sympathischer als die auf dilettantischem Mißverständnis beruhende Bewunderung, die Rudolf Borchardt dem Werke hat angedeihen lassen.³³ Es soll eine Liebesgeschichte sein und die Legendarische daran nur äußerlicher Aufputz: gerade das Gegenteil ist der

Fall; aber hier schon sehen wir, daß wohl Hartmann selbst an dem Mißverständnis schuld ist. Wir haben ja leider gerade beim armen Heinrich die Quelle verloren, sodaß keine Vergleichung möglich ist, da das mittelalterliche Predigtmärlein und das moderne Zigeunermärchen zu sehr dem Verdacht, abgeleitet zu sein, ausgesetzt sind;^{3a} aber man geht wohl nicht zu weit, wenn man annimmt, daß gerade die so ungemein reizvollen Partien, in denen das kindlich-zärtliche Verhältnis des Mädchens zu dem kranken Ritter geschildert ist, Zusätze Hartmanns sein dürften. Hingegen stammen die langen, theologisch gefärbten Reden des Mädchens wohl aus der Quelle und sind nicht zu bemängeln, ebenso wenig wie die des Barbali in Manuels Fastnachtspiel: diese Kinder sind vom Heiligen Geiste erfüllt, um das Wort zu bewähren „aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet“. Nicht so schroff wie in Wolframs Willehalm offenbart sich der Widerspruch zwischen des Dichters Idealen und der Tendenz seiner Gedichte: Während Wolfram wohl durch einen Auftrag zur Bearbeitung seines Stoffes mehr äußerlich veranlaßt wurde, hat sich Hartmann innerlich erschüttert, wie uns seine Einleitung zum Gregorius lehrt, dieser Legende zugewandt. Aber er ist dennoch mehr als Wolfram ein Kind dieser Welt, von einer minder tiefen Frömmigkeit als dieser erfüllt, und ver-

sagt seiner juste-milieu-Natur entsprechend, die einem Ideal der Zeit, dem der *mâze*, nahekommt, überall dort, wo Tiefe und Fülle der Empfindungen verlangt wird. Er weiß das selbst auch sehr gut: „Ihr wißt wohl“, sagt er selbst im Gregorius, „daß ein Mann, der nie weder rechtes Leid, noch rechte Lust erfahren hat, davon auch nicht zu sprechen versteht. Nun habe ich beides nicht, keines ist mir je zuteil geworden, mir geht es nicht schlecht noch gut. Darum kann ich euch auch den Kummer der Frau nicht recht schildern.“ Hier kennen wir die Quelle, es ist eine französische, und sehen, wie Hartmann überall die Glanzlichter ritterlichen Prunks und kultivierter Geistigkeit aufgesetzt hat. Ein gewisser Gegensatz zwischen dem ernstgewaltigen Stoff und der spielerischen höfischen Form besteht schon im Original, wird aber bei Hartmann noch auffallender. Es ist begreiflich, daß Richard Benz³⁵ bei ihm eine gewisse Andacht zum Stoff vermist. Er findet sie wieder dort, wo der Prosaisst des 15. Jahrhunderts die Zierlichkeit des Hartmannschen Gedichts aufgegeben hat und stoffhungrig einfach die Tatsachen für sich wirken läßt. „Da unterwandt sich der Junkherr seiner Schwester und pflag ihrer mit Treuen. Und was sie von ihm begehrt, das gewährt er sie alles, und wohnten allzeit bei einander in rechter Treu und Liebe. Der bös Geist neidet da die reine Liebe und mocht sie nit

erleiden und riet dem Herrn nach seiner Schwester Liebe. Da kehret er seine Liebe auf falschen Mut und verirret ihn seiner Schwester Schöne. Und der Feind schuf, daß er bei seiner Schwester schlief. Da ward sie eines Kindes schwanger." Dieses Stück aus dem Anfang des prosaischen Gregorius stellt nun Benz der entsprechenden Partie Hartmanns gegenüber und fährt fort: „Man meint nicht, daß die Prosa aus diesen Versen hervorgegangen ist, man glaubt vielmehr, daß die Prosa das Ursprüngliche ist, und der törichte Plauderton der Verse einer späteren Zeit angehört, die keines wahren Ernstes mehr fähig ist, der selbst in einer tragischen Geschichte das wichtige Ausmalen heikler Situationen intellektuelle Überlegenheit bedeutet, wie Wieland sich über alte Sagen lustig zu machen pflegt — ans Mittelalter gemahnt hier nichts. Um so erstaunlicher erscheint, im Verhältnis zu dieser Vorlage, die schöpferische Kraft der Prosa. Und das gilt von allen Sagen, die aus dem Vers in die Prosa übersetzt wurden; sie haben in ihr erst wahres dichterisches Leben gewonnen." Ich weiß nicht, ob man mit diesen Argumenten nicht auch die Dictys und Dares dem Homer vorziehen könnte; aber das etwas kunstfeindliche Prinzip, das sich hier geltend macht, darf uns nicht blind machen gegen die Wahrheit, die bis zu einem gewissen Grade in den Invektiven von Benz ver-

borgen liegt. Man denkt doch an Jakob Burckhardt, der von Michelangelo gesagt hat: Mit einer solchen Gesinnung soll man keine Madonnen malen.

Weniger merklich ist dieser Widerspruch zwischen Stoff und Form bei Hartmanns bedeutendstem Nachfolger auf dem Gebiete der Legendendichtung, dem Bündner Rudolf von Ems. Teilweise wegen der sehr ernsten, theologisch beeinflussten Gesinnung des Dichters, teilweise wegen der Stoffe, die er für seine Dichtungen gewählt hat. Das älteste seiner erhaltenen Werke ist der gute Gerhart.³⁶ Wenn ich die Mitteilung des Dichters in dessen Epilog recht verstehe, hat er dafür gar keine schriftliche Quelle gehabt, sondern Rudolf von Steinach hat ihm die Geschichte erzählt, die einer seiner Freunde in einem Buche in Österreich gelesen hatte. Wie der arme Heinrich ist es gar keine eigentliche Heiligenlegende; denn der Held ist gar nicht heilig; aber mancher von uns würde von seinem modernen Empfinden aus urteilen, daß er mehr sei: er ist gut. Die Geschichte des armen Heinrich spielt in der Vorzeit des Geschlechtes derer von Aue, die sich auf die Verbindung eines adeligen Herrn mit einer Bauerntochter zurückführten, die Geschichte des guten Gerhard im 10. Jahrhundert unter den sächsischen Kaisern; in Wahrheit schildern uns die beiden Dichter ihre eigene Zeit. Aber im guten Gerhard geschehen keine Zeichen

und Wunder, alles trägt sich auf ganz natürliche Weise zu, und so empfinden wir die realistische, bei Rudolf mehr als bei andern Dichtern realistische Schilderung alltäglichen Lebens nicht als stillos. Wir hätten auch hier manches kürzer gewünscht: Die Wiedererkennungsszene des durch den Schiffbruch getrennten jungen Ehepaars dünkt uns heute allzu breit und überladen mit Wortwiederholungen und rhetorischem Zierat aller Arten — das Mittelalter hat hier anders empfunden. Und die Gestalt des Helden, des alten königlichen Kaufmanns, ist eine Prachtfigur, die sich dauernd einprägt. Die Helden der zweiten Legende Rudolfs, des Barlaam und Josaphat,³⁷ sind nun allerdings Heilige: wenigstens erscheinen sie als solche im Martyrologium Romanum vom Jahre 1583, wenn sie auch niemals offiziell kanonisiert worden sind. Es ist ursprünglich eine Buddhalegende gewesen, und hinter dem h. Josaphat verbirgt sich der Bodhisatva. Rudolf hat eine lateinische Übersetzung eines byzantinischen Heiligenromans benutzt. Der Inhalt kam seiner lehrhaften Natur sehr entgegen; das Geschehen tritt stark zurück, das Hauptgewicht ruht auf der Einprägung der religiösen und moralischen Lehren, die durch den Einsiedler Barlaam dem zu bekehrenden indischen Königssohn Josaphat gegeben werden. Das geschieht größtenteils durch Parabeln, die den ursprünglich orientalischen Charakter des

Ganzen am deutlichsten manifestieren, die Erzählung zu einer Art Rahmenerzählung machen und auch noch heute der lebendigste Teil der Legende sind: Wer kennt nicht die daraus stammende Rückertsche Dichtung „Es ging ein Mann im Syrerland, führt' ein Kamel an Halfterband“? All das kommt der Darstellungsart unseres Rudolf aufs willkommenste entgegen: auch das breite, reich ornamentierte Wesen seines Stils wirkt hier ganz angemessen. Nur einmal setzt er sich mit seiner Quelle in Widerspruch: Als der indische Königssohn seiner asketischen Gesinnung durch schöne Frauen untreu gemacht werden soll und die Frauen samt und sonders als Ausgeburten des Teufels bezeichnet werden. Da sträubt sich der Geist des Minnesingerzeitalters gegen die weltfeindliche Tendenz der Quelle und in blühender Sprache singt unser alter Bändner ein Lob des weiblichen Geschlechts.³⁸

Unbedeutend ist die Legende von der h. Margarete, die Wegel von Bernau, den Freund Rudolfs, zum Verfasser hat. Bartsch hatte die durch Rudolf bezeugte Margaretenlegende Wegels in einer anonym überlieferten zu finden geglaubt. Seither ist die mit Wegels Namen versehene durch Konrad Zwierzina in einer Konstanzer Handschrift gefunden worden: dort führt der Verfasser auch den Beinamen von Bernouwe,

das ist Bernau im aargauischen Bezirk Zurzach. Ich habe vor langer Zeit eine Abschrift gelesen, die Zwierzina genommen hatte. Es waren ungefähr 1200 Verse, also eine verhältnismäßig knappe Erzählung ohne besondern Reiz. Doch ist die Überlieferung recht verderbt, und erst eine gründliche Herstellung des Textes würde ein Urteil über die Form erlauben. Vorläufig wäre man freilich schon mit einem bloßen Textabdruck zufrieden.

Konrad von Würzburg gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist der Meister der kleinen Erzählung und ist in dieser Richtung auf lange Zeit hinaus schulebildend gewesen. Zwischen seinen Novellen und seinen Legenden³⁹ ist ein rein stofflicher Unterschied, dem keiner in der Art der Darstellung, kein Wechsel der Atmosphäre entspricht. Die Geschichte des heiligen Alexius ist vor und nach Konrad viel behandelt worden, noch Goethe hat sie sich in der Schweiz erzählen lassen, da es sich bei seiner Darstellung im zweiten Teile der Briefe aus der Schweiz⁴⁰ kaum um eine bloße Fiktion handeln wird. „Die Erzählerin“, so schließt er, „versicherte nochmals, indem sie ihre Augen trocknete, das sie keine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe; und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu Weinen an, daß ich große Mühe hatte, es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem die Legende

selbst auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers rein vergessen hatte." Es ist zu fürchten, daß Goethe die einfältige Erzählung der rührenden Geschichte durch die Schweizerfrau auch lieber gewesen sein würde als die elegante Verserzählung Konrads, trotzdem dieser ja ein ausgezeichnete Erzähler ist. Auch die zweite Legende, die vom Papst Sylvester, der die Juden im Religionsgespräch überwindet und dadurch die Bekehrung der heiligen Helena, der Mutter Kaiser Konstantins, bewirkt, ist schon vor ihm in der einfacheren und herzlicheren Art des 12. Jahrhunderts in Versen berichtet worden. Seine letzte Legende ist die des heiligen Pantaleon, der wegen seines Gesundbetens begreiflicherweise von den römischen Ärzten verfolgt und ans Martyrium geliefert wird.

In die urchristliche Zeit führt uns das Werk eines anonymen Baselpbieters, der das Leben des Täufers und der Maria Magdalena am Faden der Evangelien darstellt.⁴¹ Nach seiner eigenen Angabe ist die umfangreiche Doppellegende im Jahre 1298 abgefaßt. Sie ist stellenweise von großem Schwung, indem die Teilnahme des Hörers direkt herausgefordert, von ihm verlangt wird, mitzukommen und mit anzuschauen,

und er so zum Augenzeugen der Ereignisse gemacht wird. Ein ähnliches Kunstmittel hatte im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts der Verfasser des rheinischen Marienlobes, der sogenannten hannoverschen Marienlieder, mit freilich noch hinreißenderer Herzenswärme angewendet. Auch sonst ist von objektiver epischer Darstellung nicht die Rede: der Dichter tritt überall mit seiner Subjektivität in den Vordergrund. Bemerkenswert ist seine nationalistische Einstellung gegen französische Sitte und Art: er schilt auf die neuen Moden, bei denen die Weiber einen welschen Kopf auf ihren deutschen Leib setzen, die nicht mehr nach deutscher Sitte als Mädchen offene Haare haben und erst als Verheiratete das Haar aufbinden, sondern welsche Coiffuren tragen, bei denen man ihren ledigen oder verheirateten Stand nicht erkennen kann. Darum ist bei ihm auch die Tochter der Herodias nach welschen Sitten geschmückt, spielt auf einer welschen Geige und tanzt mit welschen Tritten. Er versteht das Grausen der Gäste beim Vorzeigen des Johanneshauptes ebenso eindringlich zu schildern wie die Idylle der säugenden Mutter Maria zu entwerfen, wobei er uns das erste schweizerische Wiegenlied mitteilt, *ninna ninna waegeli*, wie es noch heute gesungen wird. Auf die Kindersprache ist heute in Basel die Redensart beschränkt „von den roten Hosen erzählen“, die er uns noch für

die Erwachsenen belegt, und die vielleicht auf einen verlorenen Schwank zurückgeht. Die gewaltigen Zeitereignisse, daß Päpste einander gefangenseßen, daß deutsche Könige einander totschlugen, haben den empfänglichen Mann nicht gleichgültig gelassen. All das bringt es dazu, daß das Werk stellenweise weniger den Eindruck einer Legende als den einer Reimpredigt macht.

Unabhängig voneinander haben zwei Ostschweizer, zu Anfang des 14. Jahrhunderts W a l t h e r v o n R h e i n a u⁴² und in der Mitte desselben ein gewisser W e r n h e r,⁴³ nach der gleichen Quelle, der Vita Mariae rhythmica, das Leben der heiligen Jungfrau erzählt. Walther in näherem Anschluß an die Quelle, aber indem er deren rollendes rhetorisches Pathos durch die glatte Eleganz der höfischen Erzählungsweise eines Konrad von Würzburg ersetzte; Wernher mit größerer innerer Anteilnahme, steht seiner Quelle freier gegenüber, mehr Prediger als Epiker, macht aus der Legende ein Erbauungsbuch.

Das Mittelalter hat ein neues, viel innigeres Verhältnis zum Kinde als das Altertum. Erst dessen Ende entspringen die reizenden Jesuslegenden der Kindheitsevangelien. Im Jesuskind erhält das Kind des Mittelalters seine ideale Gestaltung, aber auch seinen Beschützer, zu dem es nahe und kameradschaftliche Beziehungen hat. Wenn

es brav ist, verspricht der elsässische Schullehrer des 14. Jahrhunderts Konrad von Dankrosheim, dem Knaben so kumet das kindelin Jesus Krist mit sime gulдинen bredigstuol und setzet sich neben in in die schuol. Auch dieses Verhältnis des Spielgenossen ist vorgebildet in dem des kleinen Johannes zum Jesuskinde, wie es uns so viele Gemälde wiedergeben. Das spielende Jesuskind ist ein beliebter Vorwurf: „Schon auf den alten Glasgemälden von Bourges hält das Kind einen roten Apfel in der Hand, auf einer Elfenbeinskulptur im Louvre nimmt es ihn von der Mutter in Empfang.“ Den h. Hermann Joseph, einen Mystiker des 13. Jahrhunderts, stellt eine Skulptur in Sankta Maria im Kapitol zu Köln dar, „wie er als Kind der Mutter Maria einen Apfel reicht, weil in seiner Legende erzählt wird, daß er einmal als Kind Maria, vor deren Bild er betete, einen Apfel gereicht habe; Maria habe ihn auch wirklich genommen“. Vielleicht liegt seine Legende, da er zwölfjährig in das Prämonstratenserkloster Steinfeld in der Eifel eingetreten ist, unserer schweizerischen Legende vom zwölfjährigen Mönchlein zugrunde, die hier im 14. Jahrhundert in der Manier des Konrad von Würzburg äußerst grazios erzählt wird, in der das Mönchlein und das Jesuskind mit einem Apfel spielend dargestellt sind.⁴⁴

Das 15. Jahrhundert bringt endlich in der

Schweiz wie anderorts die Erfüllung des Wunsches von Benz, die Auflösung der Gedichte in Prosa. Es ist aber hier etwas wenig Gelingenes daraus geworden. Von kleineren Erzeugnissen abgesehen, handelt es sich um die Bücher vom h. Karl, dem h. Wilhelm und dem h. Georg, die alle wahrscheinlich den gleichen Verfasser haben. Wirkliche Volksbücher sind sie nie geworden, obwohl die Herausgeber sie als solche bezeichnen und vor allem der h. Georg in mehreren Handschriften erhalten ist. Aber durch den Druck sind sie nie verbreitet worden. Doch sind diese und andere Prosa-legenden wichtige Vorstufen für die Volksbücher gewesen. Aber „schon ihre weitschweifige Länge macht sie für die Verbreitung ungeeignet. Das Buch vom heiligen Karl zeigt den typischen Aufbau: vier Stoffe, verschiedenen Vorlagen entstammend, sind unorganisch aneinander gereiht, ohne daß das Verhältnis zu den Quellen besonders eng bewahrt bleibt; so entsteht ein ungefügiges, breites Werk, das leicht von den abgerundeten neuen Romanen in den Hintergrund gedrängt wird.“ Dasselbe gilt vom heiligen Willehalm, der das Wolframsche Gedicht mit Vor- und Nachgeschichte der beiden Ulriche verbindet, und vom heiligen Georg, der das Drachenabenteuer, das dem Gedicht des Reinbot von Durno fehlte, aus zwei verschiedenen Quellen dazu ergänzt.⁴⁵